

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Kohlausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Herr von Breitenbach war kaum gegangen, als der Gendarm eintrat. Er war ein dicker Mann mit einer zu weit geschmaltten Säbelloppel um den Leib und einem Dienstehrenzeichen auf der Brust. Mit ihm zugleich kam ein leiser Messing- und Ledergeruch herein. Er glühte vom raschen Ritt, von Aufregung und Wichtigkeit. Nachdem er in aller Ehrerbietung seiner Teilnahme an dem traurigen Vorfall Ausdruck gegeben hatte, worauf ihm die Baronin nur durch eine wortlose Kopfbewegung Antwort gab, fing er seine Nachforschungen an.

Auch er konstatierte die blutunterlaufenen Stellen am Halse des Toten und verwandte besondere Sorgfalt auf die Feststellung der fehlenden Wertgegenstände. Seine Frage, ob sich mutmaßlich eine größere Summe Geldes im Portemonnaie oder in der Brieftasche befunden habe, mußte die Baronin unbeantwortet lassen. Da ihr Mann von einer mehrtägigen Reise zurückgekehrt war, für die er sich ohne Frage reichlich mit Geld versehen hatte, so konnte sie annehmen, daß noch eine ansehnliche Summe davon übrig gewesen sei. Genaueres vermochte sie nicht anzugeben. Dagegen betonte sie die Unwahrscheinlichkeit, daß in dem geöffneten Schreibtische sich noch weiteres Geld befunden habe. Dort pflegte ihr Mann es niemals aufbewahrt zu haben, sondern stets im Geldschrank in seinem anstößenden Schlafzimmer, der bei nun vorgenommener Besichtigung unberührt erschien. Ob irgendwelche Papiere oder dergleichen aus dem Schreibtisch entwendet worden seien, vermochte die Baronin gleichfalls nicht festzustellen.

Als der Gendarm sich die Gegenstände genau notiert hatte, die nach ihrer Mitteilung sicher fehlten, ließ er die Blide suchend über den Raum dahingehen und sagte dann: „Darf ich Frau Baronin bitten, sich das ganze Zimmer und alles, was darin ist, noch einmal ganz genau anzusehen, ob nicht möglicherweise doch noch etwas fehlt.“

Berneinend bewegte sie den Kopf. „Ich habe schon alles wieder und wieder darauf angesehen, aber ich habe —“ Plötzlich unterbrach sie sich selbst. Unwillkürlich waren trotz ihrer Ablehnung ihre Blide der Aufforderung des Gendarmen gefolgt, hatten die Gegenstände im Zimmer abermals gemustert und waren jetzt auf einem niedrigen, vierbeinigen Eichentisch geblieben, der auf der linken Seite neben der Tür zur Terrasse stand. „Das ist merkwürdig!“ sagte sie leise.

„Was denn, was denn, Frau Baronin?“ fragte der Gendarm, der den gespannten Ausdruck eines wohl dressierten Jagdhundes auf der Spur angenommen hatte.

„Merkwürdig ist es, daß ich das übersehen habe, und ebenso merkwürdig, daß gerade das noch fehlt.“

„Also fehlt wirklich noch ein weiterer Gegenstand?“ Er atmete vor Eifer hörbar durch die Nase.

„Ja. Und sonderbarerweise etwas, das für den Mörder ohne jeden Wert sein muß, aber an sich so auffallend ist, daß es ihn leicht verraten könnte.“

„Und was? Und was?“ Das dicke, schwarze, abgegriffene Notizbuch in seiner Hand bebte.

„Eine kleine Decke, die auf dem Tische dort gelegen hat, fehlt. Ich selbst habe sie einmal gestickt. Sie war mattgelb, viereckig, und um den Rand lief eine Girlande von grünem Weinlaub mit blauen Beeren.“

Er war schon beim Schreiben. „Decke — viereckig — Girlande mit blauen — blauen — Beeren. Ja, warum der Verbrecher die genommen haben soll, das verstehe ich auch nicht. Aber vielleicht liefert er sich durch diese Unvorsichtigkeit uns in die Hände. Jedenfalls haben wir in dieser Decke ein wertvolles, leicht erkennbares Corpus delicti.“

Er hatte seine Aufzeichnungen beendet und machte jetzt eine militärische Verbeugung mit geschlossenen Händen vor der Herrin des Hauses. „Meine Tätigkeit hier ist fürs erste beendet. Ich habe die Ehre, mich Frau Baronin zu empfehlen. Mein Pferd steht noch gesattelt auf dem Hof; ich reite sogleich zum Landratsamt, um persönlich Bericht zu erstatten. Bei der Wichtigkeit des Falles ist das geboten. Der Herr Landrat werden sodann das weitere veranlassen.“

„Und was hat hier zu geschehen?“

„Alles muß unberührt bleiben, wie es im Augenblick ist. Wenn Frau Baronin das Zimmer verlassen, müssen Frau Baronin die Güte haben, es abzuschließen, daß niemand es betreten kann.“

„Bis der Arzt kommt, bleibe ich unter allen Umständen hier. Gehe ich dann, wird Ihre Vorschrift genau befolgt werden. Und nun eilen Sie, damit nichts versäumt wird.“

Noch einmal das militärische Hackenzusammenschlagen des ehemaligen Kürassierunteroffiziers, ein leises Klingeln seiner Sporen beim gedämpften Hinausgehen, und die Baronin war wieder allein. Sie trat jetzt noch einmal zu dem Eichentischchen an der Tür, blickte auf die leere, hellbraune Fläche und schüttelte nachdenklich den Kopf.

Ihr Alleinsein aber dauerte nicht lange. Der Diener meldete die Ankunft des Arztes, und unmittelbar hinter ihm erschien dessen Gestalt in der Tür. Es war eine behäbige mittelgroße Figur, auf der ein von vollem, weißem Haar und Bart umgebener Kopf saß. Ein Gemisch von Härtebeißigkeit und Güte war in dem Gesicht, aber die Güte darin erschien als das Ursprüngliche, Natürliche, die Härtebeißigkeit nur als künstliches Ergebnis eines vom Leben aufgedrungenen Pessimismus. Den „Anecht Kuprecht“ nannten ihn viele Kinder in der Gegend, bei denen er die Rolle dieses lieber schenkenden als bestrafenden Geistes um die Weihnachtszeit gern und häufig gespielt hatte.

Wortlos ging die Baronin auf ihn zu. Bei seinem Anblick zum ersten Male schien ihre bisherige Fassung sie zu verlassen. Ein Schluchzen, halb erstickt, kam aus ihrer

Bruft; ohne reden zu können, streckte sie nur die Hände nach ihm aus. Er nahm sie, faßte sie beide und hielt sie fest in den seinen.

„Meine arme, liebe Baronin, — welche Nachricht hat mich heute zu Ihnen geführt!“ Seine Stimme war unklar und rauh; er sprach nur mit Mühe.

Und seine innere Bewegung löste nun auch völlig die ihre. Sie brach plötzlich in Tränen aus, und mit einer Bewegung, wie wenn ein Kind sich zu seinem Vater flüchtete, legte sie das überströmte Gesicht an seine Schulter. Er aber ließ sie ruhig gewähren, streichelte mir mit milder Hand ihre Haare und sagte leise: „Weinen Sie, — weinen Sie! Wir Aerzte wünschen häufig, Tränen verordnen zu können, aber die muß ein anderer schenken.“ Erst, nachdem sie ein wenig ruhiger geworden war, schob er sie sanft zurück und fügte hinzu: „Leber Sie, Baronin, werden wir noch häufiger sprechen können. Aber Sie heißen mich wegen eines anderen rufen.“

Sie hob den Kopf und strich sich das Haar zurück, das mit seiner blondroten Fülle auf ihr Gesicht herabgesunken war. „Sie haben recht. Ich habe mich gehen lassen, verzeihen Sie mir. Dort ist Ihr Platz.“

Mit ausgestreckt erhobener Hand zeigte sie nach dem Divan, doch war der Arzt ihr schon zuvorgekommen und neben der ausgestreckten Gestalt niedergekniet, auf deren Brust er horchend sein Ohr legte. Eine Weile ließ ihn die Baronin seine Untersuchungen und Bemühungen fortsetzen, dann fragte sie, wieder merkwürdig ruhig geworden: „Es ist keine Hilfe mehr, nicht wahr?“

Der Arzt erhob sich. „Nein, Baronin, es ist keine Hilfe mehr. Aber damit wissen Sie noch nicht alles —“

„Ich weiß es.“

„Wie?“

„Ich weiß, daß mein Mann ermordet worden ist.“

Einen kurzen, überraschten und fragenden Blick warf der Arzt auf ihr bleiches, jetzt anscheinend nach innen blühendes Gesicht. „Sie haben einen Verdacht?“ Unwillkürlich tat er die Frage.

„Nein.“ Kurz und rasch kam die Antwort. Und gleich darauf, als wenn sich ihre Gedanken damit in erster Linie beschäftigt hätten, fügte sie hinzu: „Haben Sie mich auch nicht mißverstanden, weil ich geweint habe?“

Mit einem freundlichen Aussehen stiegte jetzt in seinem Gesichte die Güte über jeden anderen Ausdruck. „Wie sollte das möglich sein, liebe Baronin?“

„Weil Sie denken könnten — Sie sind mir ja in all der Zeit hier der einzige wahre, treue, zuverlässige Freund gewesen. Sie und Ihre Frau Gemahlin. Alle die anderen — der Schatten eines Lächelns glitt über ihre Züge — „haben es mir ja niemals verzeihen können, daß ich früher einmal eine Künstlerin war.“

„Das kam wohl nur daher, weil sie nicht aus eigener Anschauung wußten, welche eine Künstlerin Sie gewesen sind. Ich hatte ja noch den Genuß gehabt, Sie zu hören und zu sehen, damals in Wien.“

„Das ist der Anfang und Grund unserer Freundschaft gewesen; ich weiß es. Aber später ist so vieles hinzugekommen, so viel Gutes und Liebes von Ihrer Seite. Wie oft haben Sie mich zur Ruhe gesprochen, wenn ich launisch, ungerecht, heftig war — gegen ihn.“ Ein halber, scheuer Blick von ihr flog zu dem Toten hinüber.

„Und oft haben Sie mir die Freude gemacht, auf meine Worte zu hören. Das geschieht einem Arzt und einem Freunde nicht allzu oft.“

„Weil Sie mein Freund sind, — eben darum sollen Sie mich nicht falsch beurteilen. Darum sollen Sie nicht glauben, daß meine Tränen erheuchelt waren. Sie wissen, was aus unserer Ehe geworden war, und wenn ich nun weinte, so waren es wohl nur die Nerven, die nach der Aufregung versagten.“

Er schüttelte mit mildem Lächeln den weißhaarigen Kopf. „Sie sind stolz, Baronin, ich weiß es. Aber darum brauchen Sie sich nicht schlecht zu machen vor mir. Ich kenne Sie doch. Und es war etwas ganz anderes als Ihre Nerven, was diese Tränen hervorrief. Sie weinten um Ihr vergangenes, verlorenes Glück, das nun einmal doch jahrelang die Gestalt jenes Mannes dort getragen hat.“

Bevor der Arzt es zu hindern vermochte, beugte sie sich mit rother Bewegung nieder und küßte seine Hand. „Sie denken besser von mir, als ich selbst. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Schweigend ließ er ihr einen Augenblick Zeit, sich mit milden, guten Gefühlen zu durchwärmen. Dann aber nahm er ihren Arm in den seinen und sagte: „Nun kommen Sie fort aus diesem Totenzimmer. Wir können hier nichts mehr helfen und müssen dafür sorgen, daß alles unberührt bleibt, bis die Herren vom Gericht eintreffen. Sind sie benachrichtigt?“

„Gewiß. Ich erwarte sie. Doch wird noch etnige Zeit vergehen.“

„Dann kommen Sie und verschließen Sie die Türen. Sie müssen sich ein wenig niederlegen und ruhen.“

„Nein, nein, das kann ich nicht. Die ganze Nacht schon habe ich keine Minute geschlafen. Gestern abend, — — — ich muß Ihnen das noch ausführlich erzählen, — ich habe gestern etwas Entsetzliches erlebt, gehört! Bleiben Sie bei mir, dann bin ich zufrieden.“

„Gut, wie Sie wollen.“

Sie gingen hinaus; in fester Abgeschlossenheit blieb das Totenzimmer hinter ihnen. Die Baronin zog sich nur solange zurück, um ein schwarzes Trauerkleid anzulegen, dann setzte sie sich zu dem Arzt in ihr Wohnzimmer. Sie sorgte für ein Frühstück, von dem sie selbst jedoch fast gar nichts genoß, und während sie dem alten Freunde dabei gegenüber saß, erzählte sie von dem unerklärlichen Schrei, den sie gehört hatte, und in dem sie die Stimme ihres Mannes, wie sie zum ersten Male jetzt betonte, mit Sicherheit erkannt zu haben glaubte. Als aber der Arzt nach genauem Erkundigungen und Erwägungen die Ansicht aussprach, es müsse sich doch wohl um eine Halluzination des Gehörs gehandelt haben, wurde sie ungeduldig, beinahe heftig und brach das Gespräch ab.

Ein paar Stunden waren so vergangen, als der Diener meldete, daß die Herren vom Gericht angekommen seien. Die Baronin befahl, sie in den großen Gartensaal zu führen, der im Erdgeschos, ein Stück von dem Totenzimmer entfernt, aber auch nach der Terrasse hinaus lag, und stieg in Begleitung des Arztes die Treppen hinab. Aus dem schwarzen Kleide wuchs das Gesicht der Baronin weiß und starr hervor, die Krone des Haares darüber leuchtete doppelt so stark.

Zwei Herren, ein großer und ein kleiner, traten ihnen, gleichfalls in schwarzer Kleidung, entgegen. Der kleinere, der sich der Baronin als Staatsanwalt von Sieglitz vorstellte, war so stark, daß er breitbeinig gehen mußte, wie ein Seemann, während er den Leib vorstreckte und seinen Kopf zurücklegte, um das Gleichgewicht zu bewahren.

Durch einen goldenen Kneifer auf der breiten und kurzen Nase schien er so die Welt immer von unten her zu betrachten. Ein langer Schmiss auf der linken Wade sprach von standesgemäß verbrachten Studienjahren; auch ein Stück vom rechten Ohre war ihm damals abgeschlagen worden. In dem starken Körper wohnte sonderbarerweise nur eine kleine, helle Stimme, die durch Schärfe die abgehende Kraft ersepte. Ein unbestimmter Duft von schwerem Rotwein ging von dem Manne aus.

Sein Begleiter, der von ihm als Referendar Widukind vorgestellt wurde, war sehr elegant und modisch gekleidet und überragte den Herrn Staatsanwalt fast um Haupteslänge. Sein Gesicht wäre freundlich und hübsch gewesen, wenn sich ihm nicht — wohl durch angestrengtes Arbeiten und Nachdenken — vier strahlenförmig von der Nasenwurzel ausgehende Falten scharf in die Stirnhaut gegraben hätten, die unauslöschlich darin hafteten. Kein Wechsel im Gesichtsausdruck vermochte sie zu verschleichen, und sie gaben ihm den Anschein, als wenn er jeden Menschen immer nur als Inquirent betrachtete. Ein gestutzter, brauner Schnurrbart vermehrte noch den Ausdruck des Fragenden in seinem Gesichte. Dem Kreisphysikus, der mit ihnen die gleiche Stadt bewohnte, waren die Herren bereits bekannt, aber da sie beide noch nicht lange am dortigen Gerichte tätig waren, hatte die Baronin sie bisher nicht gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblende auf das Weltkriegsjahr 1915.

X. Kolonialkämpfe.

1. Stand am Jahresbeginn.

Es lag in der Natur der Sache begründet, daß wir unsere Kolonien gegen ernste feindliche Angriffe auf die Dauer nicht mit Aussicht auf Erfolg verteidigen konnten. So fiel gleich zu

Kriegsbeginn unsere kleine Musterkolonie Togo, die ringsum zwischen französischen und englischen Besitzungen eingeklinkt liegt und eine eigentliche militärische Besatzung überhaupt nicht hatte in die Gewalt der Feinde. Samoa wurde am 29. August 1914 kampflos von den Engländern besetzt. Japan besetzte ungefähr zur gleichen Zeit die Karolinen, die Marianen, sowie die Palau- und Marshallinseln.

Nach heftigstem Widerstande, 70-tägiger Belagerung und neun-tägiger ununterbrochener Beschießung fiel am 7. November Tjingtau. 3500 Deutsche hatten gegen 23 000 Japaner und 1000 Engländer gekämpft und ihnen Verluste in Höhe von 5400 Mann beigebracht.

In den drei wehrfähigsten unserer Kolonien, Südwestafrika, Südostafrika und Kamerun erlitten unsere Feinde bis zum Jahreschlusse 1914 nur Niederlagen. In Südwestafrika wurden die Engländer in Kämpfen am 25. September bei Sandfontein geschlagen. Auch der von der entgegengesetzten Seite, aus der portugiesischen Kolonie Mosgala her unternommene Versuch, in unser Schutzgebiet einzudringen, wurde am 27. Dezember verlustreich abgewiesen. Noch schlimmer erging es ihnen in Ostafrika. Dort fochten bei Tanga am 4. und 5. November 2000 Mann deutsche Truppen gegen 8000 Engländer (auf beiden Seiten überwiegend farbige). Die Engländer erlitten 3000 blutige Verluste, davon 600 Tote, verloren ferner acht Maschinengewehre, sehr viel Geschwamm und sonstiges Kriegsmaterial. Hierauf schiffen sich die Engländer wieder ein und sind seitdem nicht wiedergekommen.

Auch in Kamerun erfochten die Deutschen am 29. August bei Garua und am 8. September bei Manakang entscheidende Siege. Andererseits konnten die Küstenplätze natürlich gegen die gewaltige feindliche Uebermacht nicht gehalten werden. Duala fiel am 26. September. Als aber die englisch-französischen Landungsgruppen weiter in das Landesinnere vordrangen, wurden sie am 8. Oktober bei Durbassi zunächst geradezu vernichtend geschlagen. Drei und einen halben Monat brauchte der Feind trotz einer zehnfachen Uebermacht, bis es ihm gelang, die nur durch 150 Mann verteidigte Nordbahn in seine Gewalt zu bringen. Neu-Kamerun (d. h. der aus Verlaß der Marokko-Angelegenheit von Frankreich abgetretene Teil) konnte nicht gehalten werden. Einerseits war hier die französisch-belgische Uebermacht erdrückend, andererseits gestatteten die günstigen Schiffsfahrtsverhältnisse den Feinden, Hilfsmittel heranzuschaffen, welchen die auf die Landversorgung angewiesenen Deutschen nichts Gleichwertigeres entgegensetzen konnten.

2. Kämpfe im Jahre 1915.

a) Südwestafrika.

Als entscheidendes Merkmal bei allen Kolontalkämpfen des vorigen Jahres hatte sich die Tatsache herausgestellt, daß die Engländer nur dann etwas auszurichten vermochten, wenn sie entweder keinen Widerstand fanden, oder, wie in Tjingtau, andere ins Feuer schicken konnten. Diese Hilfe fanden sie im neuen Jahr für Südwestafrika bei den Buren, nachdem der Aufstand in ihren Reihen wiederbrütet worden war. Die feindliche Uebermacht schloß sich auf das Heftigste der deutschen Streikräfte an. Trotzdem ging die Besetzung des Landes langsam genug vor sich. Am 16. Januar wurde Swakopmund besetzt; am 20. April Keetmanshoop und am 12. Mai Windhoek. Am 9. Juli ergab sich die auf 3500 Mann zusammengesetzte Schar tapferer Kämpfer. Und auch diese Uebergabe wurde nicht durch Waffengewalt erzwungen, sondern infolge unüberwindlicher Verpflegungsschwierigkeiten unabwendbar.

b) Kamerun.

Nur mit alleräußerster Langsamkeit konnten die Feinde weitere Fortschritte machen, nachdem ihnen im vergangenen Jahre der Nordzipfel der Kolonie, ferner das ehemals französische Neu-Kamerun und der Küstenstreich zugefallen waren. Erst nach sechsmonatlicher Belagerung, nach Beschaffung schwerer Geschütze und sonstigen ungeheuren Kräfteaufwand, sowie eintägiger beständiger Beschießung konnte im Norden Garua genommen werden; es fiel am 11. Juni. Lomin, im ehemals französischen Neu-Kamerun gelegen, aber nicht mehr auf dem Wasserwege zu erreichen, konnte erst am 28. Juli (8 Monate später wie der andere Teil der früheren französischen Besitzungen) genommen werden. Damit schien die Kampflust unserer Feinde erschöpft. Der Sitz des Gouvernements war von Buisa nach Yaunde im Innern des Landes verlegt worden, dessen weite Flächen die deutschen Streitkräfte siegreich behaupteten. Im Spätherbst erhielt der Kommandeur der kaiserlichen Schutztruppe, Oberstleutnant Zimmermann, das Eiserne Kreuz erster Klasse.

c) Deutschostafrika.

Noch erfolgreicher wie in Kamerun gestalteten sich die Verhältnisse für uns in Ostafrika. Eine Landung versuchten die Engländer nach dem großen Fehlschlag im November des Vorjahres gar nicht mehr, ließen aber vom März ab eine Blockade der Küste eintreten. Ihre Versuche hingegen, aus dem nordwestlichen Binnenlande (Ugandagebiet) in unsere Kolonie einzudringen, wurden blutig abgewiesen. Im Herbst gingen unsere Truppen sogar angreifend vor, drangen auf britisches Gebiet über und zerstörten Teile der Ugandabahn.

3. Stand am Jahreschluss.

Auch bis zum Jahreschlusse sind weitere Nachrichten von eini-

ger Bedeutung nicht mehr bekannt geworden. In Kamerun haben sich unsere Feinde mehrfach kleiner Erfolge gerühmt. An sich ist das bei ihrer starken Uebermacht möglich. Uebertrieben werden sie ihrer Gewohnheit gemäß ja jedenfalls haben. Aber selbst, wenn alle ihre Behauptungen richtig wären, würde doch die Tatsache bestehen bleiben, daß sie immerhin nur unbedeutende Striche an der Küste besetzen konnten, das Innere ist fest in unserer Hand. In Ostafrika hingegen haben die Engländer nirgendwo auf unserem Gebiete festen Fuß fassen können, hingegen sind wir mehrfach siegreich in ihre Besitzungen eingedrungen.

Vergessen darf man nicht, daß die letzte Entscheidung über unsere Kolonien in Europa oder doch in den Kampfgebieten um das Mittelmeer herum fällt. Das einzige, was wir dort auch jetzt schon erreichen konnten, hellstrahlenden Ruhm, haben wir auch dort in reichem Maße geerntet.

XI.

Der Seekrieg.

1. Stand am Jahresbeginn.

a) Kriegsslotte.

Eine der großen Ueberraschungen des Weltkrieges war die Vorsicht, mit welcher England seine Flotte vor der Möglichkeit größerer Verluste zu schützen suchte. Mit gewaltiger Uebermacht griff sie am 28. August bei Helgoland unsere 3 kleinen Kreuzer „Köln“, „Main“ und „Aradne“ an, welche natürlich unterlegen mußten. Während des Entsetzens ergriff aber die englische Flottenleitung, als am 22. September ein einziges deutsches Unterseeboot U 9 unter Kapitänleutnant Weddigen) 3 große, wenn auch nicht mehr neue Panzerkreuzer, bei Hoek van Holland versenkte, denen weitere Opfer bald folgten. Nicht minder unheimlich wurde ihr bald die Tätigkeit unserer Uebersee-Kreuzer. Am 1. November errang ein aus zwei großen und drei kleinen Kreuzern bestehendes deutsches Geschwader unter Vizeadmiral Graf Spee einen geradezu glänzenden Sieg über eine ungefähr gleichstarke englische Seemacht bei Santa Maria an der atlantischen Küste. Die beiden großen englischen Kreuzer sanken nach kurzem Kampfe, und die beiden kleinen entkamen schwer beschädigt nur unter dem Schutze der Nacht. Gewaltig waren die Ausströmungen, welche die Engländer machten, um diesen Stoß, den ihre Seegeltung erlitten hatte, wieder auszugleichen. Nicht weniger wie 40 Schiffe, darunter japanische, sollen verwandt worden sein, um das kahne Geschwader des Grafen Spee zu umschließen und zu vernichten. Für die Schlacht selbst, die am 8. Dezember bei den Falklandsinseln stattfand, standen den Engländern zur Verfügung: die beiden Dreadnoughts Invincible und Inflexible, ein Minierschiff, drei Panzerkreuzer, zwei kleine und ein geschützter Kreuzer sowie eine Anzahl Hilfschiffe. Der Ausgang konnte unter diesen Umständen nicht zweifelhaft sein. Die großen Kreuzer Scharnhorst und Gneisenau sanken nach fünfständigem Kampfe; auch die kleinen Kreuzer Leipzig und Nürnberg wurden bei dem Versuch, sich der Uebermacht zu entziehen, eingeholt und vernichtet. Wohl konnten die mehrfach überlegenen Engländer die Schiffe, nicht aber den Ruhm vernichten, den sie sich erworben hatten. Nur die kleine Dresden entkam und wirkte noch monatelang zum Vorteile und Ruhm der deutschen Sache.

Am Ende des Jahres betrug der Tonnengehalt der in Verlust geratenen deutschen Kriegsfahrzeuge etwa 60 000, derjenige der englischen Verluste hingegen 125 000 Tonnen; er war also mehr als doppelt so groß wie der unsrige.

b) Handelsflotte.

Es war klar, daß die bei Kriegsausbruch in Gewässern des feindlichen Auslandes befindlichen Fahrzeuge der deutschen Handelsflotte verloren waren. Es erregte daher auch der Verlust unserer Handelsflotte schon im ersten Kriegsmonat eine Tonnenziffer von 200 000, bei den Engländern aber kaum von 50 000. Dann aber begann eine, den Engländern augenscheinlich völlig unerwartete doppelte Jagd einesseits durch unsere Uebersee-Kreuzer, andererseits durch die Unterseeboote. Die Verdienste der ersteren, die namentlich bei der Emden ans mächtigste freiliefen, aber auch bei der Dresden, Karlsruhe, Königsberg und anderen einen erstaunlich hohen Grad erreichten, können hier nicht im einzelnen geschildert werden. Es genügt vielmehr, festzustellen, daß schon etwa Mitte Oktober die Höhe der englischen Verluste diejenige der deutschen erreichte. Von da ab wurde das Bild für uns immer günstiger. Denn da unser Uebersee-Handel mit Ausnahme von Schweden fast völlig unterbunden war, konnten auch kaum mehr weitere Verluste eintreten. Sie betragen am Jahreschlusse dem Tonnengehalte nach immer erst 210 000, die englischen aber schon 280 000.

2. Seekämpfe 1915.

a) Kriegsslotte.

Der ohnehin schwache Unternehmensgeist der Engländer wurde dadurch nicht gehoben, daß gleich am Neujahrstage ihr Minierschiff Formidable in der Bucht von Plymouth im Kanal torpediert wurde. Nur einen einzigen Kampf wagten sie noch. Er fand am 24. Januar an der Doggerbank, nordwestlich Helgoland statt. Auf Seiten der Engländer fochten die fünf großen Kreuzer „Bion“, „Tiger“, „Prinzess Royal“, „New-Zealand“ und „In-

domitable', auf Seiten der Deutschen vier: „Seydlitz“, „Moltke“, „Derflinger“ und „Blücher“. Die Zahl der kleinen Kreuzer und Torpedoboote hielt sich auf beiden Seiten annähernd die Wage. Von den deutschen Schiffen ging der „Blücher“ unter, von den englischen der „Tiger“, ein Schiff von 29 000 To., während der „Dion“ schwer beschädigt abgeschleppt wurde. Hieraus „brachen die Engländer den Kampf ab, weil man Helgoland zu nahe gekommen sei“ (120 Seemeilen!). Der deutsche Sieg war also viel entscheidender, als man — dank der englischen Entstellungen — lange Zeit angenommen hatte. Damit war der englische Wagemut der deutschen Flotte gegenüber endgültig gebrochen.

Erhebliche Kräfte setzten sie nochmals bei dem Dardanellen-Unternehmen ein. Sie verloren hier allein 6 Linien- und 18 „Irene“-Schiffe. Am 18. März, türkische Artilleriefeuer, „Ocean“ am gleichen Tage und aus gleicher Veranlassung, „Goliat“ 13. Mai durch türkische Torpedoschiffe, „Triumph“ 25. Mai, deutsches Unterseeboot, „Mammon“ am 27. Mai durch Torpedoschiffe zum Bruch geschossen, „Majestic“ am gleichen Tage durch deutsches Unterseeboot zum Sinken gebracht. Ferner mehrere kleine Fahrzeuge.

Außerdem verloren die Franzosen vor den Dardanellen Linien- und Panzerkreuzer, „Giseppe Garibaldi“ (18. März) und Panzerkreuzer „Goon Gambetta“ durch ein österreichisches Unterseeboot im ionischen Meer (26. April) und ebenfalls mehrere kleinere Fahrzeuge.

Auch Italien verlor zwei Panzerkreuzer: „Amalfi“ am 7. Juli und am 18. desselben Monats „Giuseppe Garibaldi“, beide durch österreichische Unterseeboote; außerdem mehrere kleine Schiffe.

Auch Japan und Rußland blieben von Verlusten nicht frei; letzteres insbesondere verlor zwei Panzerkreuzer bei einem Angriff auf den bulgarischen Hafen Varna (27. Oktober).

Daneben blieben unsere Unterseeboote auch weiter in den englischen Gewässern und im Mittelmeer nicht untätig, wenn auch die aufs Höchste getriebene englische Vorsicht die Verluste ihrer Flotte zu vermindern verstand.

Alles in allem betrugen die Verluste unserer Feinde an Kriegsschiffen zusammen zwischen 500 000 und 600 000 Tonnen, sehr wahrscheinlich näher der letzteren als der ersteren Zahl, wovon etwa drei Viertel auf England allein entfallen.

Freilich kamen auch auf deutscher Seite einige schmerzliche Verluste hinzu (die beiden Kreuzer „Brinz Walbert“ und „Undine“). Ganz gering blieben die türkischen Verluste, und für Österreich sind bemerkenswerte Verluste gar nicht bekannt geworden. Im ganzen betragen unsere und unserer Verbündeten Verluste nicht mehr wie etwa ein Viertel der feindlichen. Ein Ergebnis, wie es so glänzend niemand voraussehen konnte!

b) Handelsflotte.

Am 4. Februar erschien im Deutschen Reichsanzeiger, veranlaßt durch die immer unerträglicher werdende Seeherrerei der Engländer den Neutralen gegenüber, die Anlage des verhärteten U-Boot-Krieges, und 14 Tage später trat sie in Kraft. Bis dahin waren die englischen Verluste auf etwa 320 000 Tonnen angewachsen, während die deutschen gegenüber dem Jahresanfang kaum merklich, auf etwa 220 000 Tonnen gestiegen waren.

Von jetzt ab ging die Steigerung sehr schnell von statten. Am Schluß des ersten Kriegsjahres, also Ende Juli, berechnete man die englischen Verluste auf 800 000 Tonnen, die deutschen, welche im März aus nicht ganz ersichtlichen Gründen einige Steigerung erfahren hatten, auf 256 000 Tonnen. Für England betrug also die Steigerung gegenüber Mitte Februar 480 000 Tonnen, was eine Monatsleistung von fast 90 000 Tonnen ergibt. Inzwischen gelang es den Engländern, durch diplomatischen Druck mit Hilfe Amerikas, eine Aenderung unserer U-Boot-Taktik zu erzwingen. Das ist, wenigstens man die Art und den Umfang der eingetretenen Aenderung auch nicht kennt, zwar bedauerlich, immerhin aber kann man sich darüber mit der Tatsache hinwegtrösten, daß eine Verminderung unserer U-Boot-Erfolge damit keineswegs eingetreten ist. Denn Ende Oktober betrug der Gesamtverlust der Engländer schon 1 246 000 Tonnen; Zunahme in drei Monaten also rund 450 000 Tonnen oder monatlich 150 000 Tonnen; also selbst dann eine erhebliche Steigerung, wenn man annimmt, daß die Zählung Ende Juli nicht ganz vollständig war, so daß in der Oktober-Zählung einiger weiter zurückliegende Verluste mitenthalten sind. Eine weitere Folge der veränderten Taktik war eine starke Zunahme der französischen Verluste; sie waren bis Ende Oktober auf 113 000 Tonnen angewachsen.

Angeichts dieser Vorgänge suchten die Engländer Anfang Oktober sich und ihre betrogenen Verbündeten mit der Schwindelnachricht zu trösten, daß bereits 60 deutsche U-Boote vernichtet seien. Demgegenüber stellte eine offizielle deutsche Mitteilung fest:

- 1. daß bisher nicht 60 U-Boote, sondern weniger als ein Viertel dieser Zahl verloren gegangen seien,
- 2. daß z. Bt. (also wiederum Anfang Oktober) eine erheblich größere Anzahl U-Boote zur Verfügung stehe, wie bei Kriegsbeginn.

Für den Jahresanfang kann man, ziemlich zuverlässig, folgende Rechnung aufstellen:

Englische Verluste 1 1/2 Millionen Tonnen;
 Französische Verluste 200 000 Tonnen;
 Russische und italienische zusammen 50 000 Tonnen;
 Deutsche 260 bis 270 000 Tonnen.
 Die der Engländer allein sind also fast sechsmal, diejenigen unserer Feinde zusammen etwa siebenmal so groß wie die unsrigen. So ist es mit der englischen Seeherrschaft bestellt.

Büchertisch.

Die neuesten Teile (57 und 58) des „Bölkertage“ (Herausgeber Dr. E. D. Baer, Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) bringen neben einer ausführlichen Schilderung der Wiederoberung von Przemyśl hauptsächlich Studien über die sonst wenig beachteten Flankenkämpfe zum galizischen Durchbruch, einerseits den russischen Druck in der Bukowina, der den Vorstoß der Verbündeten gegen den San durch ein Gegengewicht zur Ruhe bringen sollte, andererseits die begleitenden Kämpfe an der Karola- und Pilzatrout. Aus der Zeit der Russenherrschaft in Przemyśl werden uns fesselnde Einzelheiten barbarischer Laune und Willkür neben tüchtigen natürlichen Gutmütigkeit im Verhalten der Russen erzählt. Die reizvollen Schilderungen begablicher deutsch-österreichischer Unterstände an der Front in Polen sind durch freundliche, zum Teil humoristisch überhauchte Bilder belebt. Der Darstellung des galizischen Siegeswertes wird wieder eine „Heldengalerie“ angeschlossen, kurze Biographien der verdienstvollen Führer und ihre Würdigung von höchster Stelle aus; auch zu diesem Kapitel finden wir manches bedeutungsvolle Bild, aber das schönste ist doch das Vollbild „Generalfeldmarschall von Mackensen“. Schlusssätze beschäftigen sich mit hervorragenden Persönlichkeiten des Auslandes, mit der Kampfweise der russischen und der verbündeten Truppen und mit der deutschen und österreichischen Verwaltung in Rußisch-Polen. — Für die „Ephoden“ hat uns der Bölkertage aus dem Meer der Kriegsliteratur wieder einige echte, herzerfreuende Perlen aufgefischt. In der sinnvollen Zusammenstellung des Stoffes und der Bilder sind auch die neuesten Teile reich an Reiz und neben den früheren von unverminderter Frische. Jedes Heft kostet 30 Pfennig.

— Lena Christ: Unsere Bayern anno 1416. Dritter Teil. (Langens Kriegsbücher, Band 15.) Umschlagzeichnung von Eduard Thöny. Preis gebunden 1 M.; in Pappband 1,25 M. Verlag von Albert Langen in München. — Die ersten beiden Teile dieses Werkes haben den größten Beifall gefunden; und wie echt Lena Christ nicht nur die Kriegszeit in der Heimat, sondern auch das Leben und die Taten unserer tapferen Bayern draußen im Felde zu schildern weiß, haben die unzähligen Anerkennungsschreiben, die die Feldpost der Verfasserin und dem Verlag gerade von unseren Kriegern brachte, klar bewiesen. In dem jetzt erscheinenden dritten Teil bewährt die Verfasserin alle Gaben, die den ersten Teilen zu dem großen Erfolg verholfen, aus neu.

— Prinzess Ingeborg. Eine Mädchenchulgeschichte von Otto Janke, Berlin SW. — Der Roman ist ebenso spannend wie einwandfrei geschrieben und eignet sich daher besonders auch als Geschenk für heranwachsende junge Mädchen.

— Selma Lagerlöf: Frolle und Menschen, Erzählungen. Preis gebunden 3 M., in Leinen gebunden 4,50 M. Verlag von Albert Langen in München. — In diesem Buche ist eine Reihe neuer Erzählungen der berühmten schwedischen Dichterin vereinigt, in denen von Menschen und allerhand guten oder bösen Geistern und ihren Beziehungen zueinander, ihrem Kampfe, ihrer Freundschaft die Rede ist. Viel Schönes, viel Wunderbares geschieht in diesen Geschichten, aber alles schlicht, ohne große Gesten und überlauten Geschrei. Reiche Phantasie und dichterisches Schönheitsgefühl haben in jeder der sieben Erzählungen ein Werk von vollendetem Wohlklang geschaffen. An die Erzählungen schließen sich noch ein paar Reden und Abhandlungen der Dichterin, in denen der Leser die schlichte Größe wiederfindet, die uns diese Frau verehren läßt.

Leiterrätsel.

Die Buchstaben a c c e e h h h h i i l l o o p p p r r r s s s s s t t u u sind in die Felder nebenstehender Leiterfigur derart einzutragen, daß die Sprossen derselben, von oben angefangen, folgendes ergeben:

- 1. Alten Namen für einen Fisch.
- 2. Badeort in Oberösterreich.
- 3. Römischen Kaiser.
- 4. Ein Spielzeug.

Die beiden Seitenbalken der Leiter sollen, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Geschichtsforschers bezeichnen.

Auflösung in nächster Nummer.



Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer: Morgenstunde hat Gold im Munde.